

Citation style

Hasberg, Wolfgang: review of: Emil Angehrn / Gerd Jüttemann, *Identität und Geschichte*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2018, in: *Zeitschrift für Geschichtsdidaktik*, 17 (2018), p. 175-178, DOI: 10.15463/rec.1590239655

First published: *Zeitschrift für Geschichtsdidaktik*, 17 (2018)



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Literaturhinweisen, Bildern und Zwischenüberschriften von einem attraktiven Layout.

An seine Grenzen stößt der Band dort, wo eine wissenschaftliche vertiefte Beschäftigung mit den Themenfeldern stattfinden soll. Aus geschichtsdidaktischer Perspektive wäre eine ausführlichere Darstellung der elementaren Begriffe Geschichtsbewusstsein, Geschichtskultur und Vergangenheitspolitik in ihrer Genese und Verwendung (Infobox S. 9) wünschenswert und für das Verständnis späterer Kapitel erleichternd gewesen (etwa Kap. 2.5. Kein Recht auf Vergessen? Und wo bleibt die Zukunft?). Auch das Kapitel Geschichtspolitik und Medien gerät mit lediglich zwei Interviews der Rubrik »3 Fragen an ...« zu kurz (S. 156–160), hier wäre eine die informativen Interviews ergänzende Darstellung eine große Bereicherung gewesen. Dies nicht zuletzt vor dem Hintergrund der aktuellen Zunahmen geschichtspolitischer Aktivitäten im Internet und in sozialen Netzwerken.

Gleichzeitig führt Hilmar Sack in seiner Einleitung nachvollziehbare Gründe für die Schwerpunktsetzungen des Bandes (etwa zugunsten der Zeitgeschichte, gegen eine Einführung in die Ideengeschichte) auf, an denen gemessen die Zielsetzungen des Bandes vollumfänglich erreicht werden. Hilmar Sack hat ein informatives und anschauliches Buch vorgelegt, dass nicht nur von Studierenden der inzwischen zunehmend existierenden Public History-Studiengängen sicherlich aufmerksam gelesen werden wird.

Julia Reuschenbach, Bonn

**Emil Angehrn/Gerd Jüttemann: Identität und Geschichte** (Philosophie und Psychologie im Dialog, Bd. 17). Göttingen 2018, Vandenhoeck & Ruprecht, 137 Seiten, € 20,00.

Identität und Geschichte – diese Konjunktion betrifft ein Verhältnis, dem aus geschichtsdidaktischer Sicht eine besondere Aufmerksamkeit sicher ist, auch wenn der Zusammenhang in den letzten Jahren deutlich seltener thematisiert wurde als in den 1970er und 1980er Jahren. Deshalb erscheint es begrüßenswert, dass im vorliegenden Band ein Geschichtsphilosoph und ein Psychologe sich dieses Verhältnisses annehmen, um es noch einmal grundlegend ins Auge zu fassen. Ob auch der geschichtsdidaktische Diskurs davon profitieren kann, wird sich im Folgenden zeigen.

Allerdings ist die Lektüre kein leichtes Brot. Und vor allem im einleitenden Beitrag von E. Angehrn, in dem er durch begriffliche Distinktionen das Verhältnis von Geschichte und historischer Identität präziser zu fassen sucht, wird der geschichtsdidaktische Leser sich gelegentlich fragen, ob alle begrifflichen Schattierungen, die aufscheinen, für ihn von Belang sind. Welche Bedeutung allerdings der Geschichte für die Identitätsbildung zukommt, macht der Schweizer Philosoph gleich eingangs deutlich: »Geschichte ist nicht ein äußerer Rahmen, sondern ein konstitutives Element und ein Wesenszug der menschlichen Existenz.« (8) Die subjektive Identität bildet sich gleichwohl in einem objektiven Bildungsprozess, wobei die reflexive Aneignung der Geschichte zum integralen Bestandteil des Subjekts wird (11). Neben eine personale Identität (mit sich selbst) stellt E. An-

gehn die historische Identität, für die er den Begriff einer »narrativen Identität« zugrunde legt, wie ihn P. Ricoeur geprägt hat. Sie ist es, die das Auseinanderklaffen von Permanenz und Veränderbarkeit zu glätten vermag, weil im Erzählen Kontinuitäten konstruiert werden. Die historische Identität besitzt demnach zwei Aspekte. Zunächst die Individuation durch Geschichte, womit im Anschluss an H. Lübke gemeint ist, dass Systeme im Verlauf von Geschichte eine individuelle Ausprägung und damit Unverwechselbarkeit gewinnen. Das gilt für Individuen und Kollektive gleichermaßen. Geschichte wird dabei als ein in der Zeit sich vollziehendes Geschehen betrachtet: »Es ist der seiner Geschichte bewusste Mensch, der wirklich als Einzelner handelt, sein eigenes Leben führt.« (31) Allerdings fungiert Geschichte nicht nur als äußerer Rahmen der Individuation, sondern Einzelne situieren sich selbst in der und zur Geschichte, die sie nicht nur wahrnehmen, sondern zu einem (ihm selbst) Sinn gebenden Ferment verarbeiten. Sie setzen sich, mit anderen Worten, in ein Verhältnis zur Geschichte. Voraussetzung dafür ist, dass sie (a) als temporale Einheit erscheint, in der (kausalgenetisch und -logisch) Späteres aus Früherem hervorgeht, (b) eine theoretisch-kognitiv konsistente Form annimmt und (c) willentlich als Medium der Selbstvergewisserung ernst- und wahrgenommen wird. Die geschichtliche Selbstverständigung weitet sich schließlich zur historischen Identität aus, wenn es dem Individuum oder Kollektiv gelingt, seine Identität im Strom der geschichtlichen Zeit zu verorten, was dem vitalen Interesse entspricht, die eigenen Erfahrungen

oder die eines Kollektivs nicht unwiderfürlich dem Vergessen anheim zu geben, mit anderen Worten: ein Stück seines Selbst zu verlieren.

Während der Basler Philosoph seine Überlegungen an die Bedingungen und Bedürfnisse des Individuums anknüpft, die er für auf Kollektive übertragbar erachtet, thematisiert der Psychologe G. Jüttemann die »Autogenese der Menschheit«. Bezeichnet *Autogenese* den (psychischen) Prozess, in dem das Individuum seine Identität schafft, kennzeichnet die *Heterogenese* die Einflüsse, die in diesem Prozess von außen an den Einzelnen herangetragen und wirksam werden. Damit wendet G. Jüttemann sich explizit gegen eine ausschließlich empirisch ausgerichtet Psychologie und versucht stattdessen, die Fäden aufzunehmen, die W. Wundt im 19. Jahrhundert gesponnen hat. Auf diesem Feld der »Historischen Psychologie« sieht er die besondere Nähe zur Philosophie, der im vorliegenden Band durch die Aufnahme der Diskussion Rechnung getragen werden soll. Seine eigenen Überlegungen zum Verhältnis von Geschichte und Identität betrachtet er als eine »psychologische Vorstudie« (60), die allerdings auf einer Vielzahl einschlägiger Publikationen aus eigener Feder fußt.

Identitäten, die als Gegebenheiten betrachtet werden, basieren bei Individuen nicht vorrangig auf lebensgeschichtlichen Erinnerungen und – analog dazu – bei Kollektiven weniger auf Vergangenheits- denn auf Gegenwartsgeschichte, das hieße: die Geschichte, die zur Stabilisierung der Identität benötigt wird, wird autogenetisch geschaffen (63 f.), wenngleich sie dabei in Konkurrenz mit heterogene-

tischen Einflüssen gerät. Auf einem solchen aus der psychologischen Biografieforschung importierten entwicklungspsychologischen Modell beruht der Ansatz, den G. Jüttemann auf die Geschichte überträgt. Dabei bezieht er sich, wie sein philosophischer Dialogpartner, auf H. Lübbes Theorie der »Systemindividualisierung« und versucht, geschichtliche (gemeint ist: vergangene) Ereignisse auszumachen, die »identitätserweiternde Bedeutung« besitzen (79). Von herausragender Bedeutung erscheint ihm (vermutlich nicht zu Unrecht) die Hinwendung zur Symbolsprache, die nicht nur die Kommunikation grundlegend neu gestaltet, sondern vor allem die Möglichkeit zur reflexiven Anpassung an die Lebensbedingungen schuf. Wenn er dafür nicht einen äußeren Druck als verantwortlich erachtet, sondern »ein lustvolles Gefallen [der Menschen] ..., ihr individuelles und kollektives Dasein mithilfe sprachlicher Bezeichnungen besser zu überblicken und systematischer zu gestalten« (83), dann bewegt er sich in hypothetischen Gefilden, die sich einer empirischen Prüfung entziehen. Dahinter steht, W. Wundt nacheifernd, die Absicht einer *psychologischen Entwicklungsgeschichte der Menschheit*, für die das Aufdecken der Verknüpfung von Auto- und Heterogenese erkenntnisleitend ist (87). Ein wahrlich ambitioniertes Unterfangen, das für den Historiker, der sogleich nach der notwendigen Quellengrundlage fragt, kaum überzeugen kann.

Den Ausblick auf eine entsprechende Forschung leitet der Psychologe mit einer Defizitanalyse zur Geschichtstheorie ein, die von der Situation des Jahres 1973 ausgeht. Das Beklagen

der Theorieabstinenz der Geschichtswissenschaft scheint dabei auf einer begrenzten Kenntnisnahme des einschlägigen Schrifttums zu beruhen und der an J. Rüsen gerichtete Vorwurf, seine Historik sei nicht »realitätsadäquat«, weil sie Geschichte einseitig als »Erlebens- und Schicksalsgeschichte«, nicht aber als »Handlungs- oder Wirkungsgeschichte« betrachte, erweist sich als Resultat einer Rezeption von dessen Werk, bei der eben die Psychogenese seines Autors ausgeklammert geblieben ist. Deshalb wäre es geradezu fahrlässig, den Weg zu einer »realitätsadäquaten Geschichtstheorie« zunächst in die Hände von Philosophen und Psychologen zu geben, wie vorgeschlagen wird. Die Geschichtswissenschaft, die längst auf einer historiologisch differenzierteren Grundlage ruht, als die Autoren des Bandes zur Kenntnis nehmen, wäre insofern dringlich einzubeziehen, um die Erkenntnismöglichkeiten in Bezug auf eine *psychologische Entwicklungsgeschichte der Menschheit*, die mit der Überlieferungsfrage beginnen, nicht aus dem Blick zu verlieren.

Was also hat es gebracht, das Gespräch zwischen dem Philosophen auf der einen und dem Psychologen auf der anderen Seite? Die Resümees der Autoren sind durchaus ernüchternd, obwohl sie die Fruchtbarkeit der Kooperation von Entwicklungspsychologie und philosophischer Phänomenologie geradezu beschwören. Wenngleich kein grundsätzlicher Dissens zutage tritt, wird doch konstatiert, dass der Ausgang bei unterschiedlichen Geschichtsbegriffen genommen wird. Auch in Bezug auf den Identitätsbegriff – so muss hinzugefügt werden – ergeben sich Differenzen, insofern E. Angehrn diesen sehr viel sub-

limer entfaltet als G. Jüttemann, der die Erinnerung an negative Momente vergangenen Geschehens für die Identitätsbildung als kaum relevant erachtet. Warum – so fragt man sich – werden dann allenthalben Gedenkstätten und Mahnmale errichtet, wenn sie nicht als Repräsentationen von Partikeln der eigenen Identitätsbildung verstanden werden? Vielleicht weil die historische Bewältigung – reflexive Aufarbeitung, nicht Verdrängung – die Leidensgeschichte ins Positive wendet? Wer die negativen Erfahrungen der eigenen Lebensgeschichte kognitiv aufgearbeitet und emotional bewältigt hat, deutet sie als positive Wegmarken der eigenen Identitätsbildung um, ganz im Sinne, aus der Erfahrung gelernt zu haben. Und was für die Psychogenese von Individuen gilt, so der Tenor des vorliegenden Bandes, gilt analog für Kollektive auf dem Weg ihrer Systemindividualisierung. Doch so leichtfertig sollte die Geschichtsdidaktik mit Fragen der historischen Identität nicht verfahren. Historische Identität als Objekt sowie als Dimension historischen Erkennens zu differenzieren, ähnlich wie E. Angehrn es tut, erscheint dafür anknüpfungsfähig, weniger das integrative Unterfangen einer *psychologischen Geschichte der Menschheit*, die von Identitäten als Gegebenheiten ausgeht.

Wolfgang Hasberg, Köln

**Achim Landwehr: Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit.**

Frankfurt a.M. 2016, 374 Seiten,  
€ 25,00.

Welch glückliche Fügung, dass Kolumbus den Vornamen Christoph führte. Denn so kann er einerseits als Wanderer zwischen den Welten gelten und andererseits als Vermittler zwischen den Zeiten. Denn Christophorus, der Christusträger, dem er seinen Vornamen verdankt, brachte der Legende nach nicht nur Jesus von einem zum anderen Ufer, er geleitet zugleich den gläubigen Christen durch den Fluss, der die Zeit von der Ewigkeit trennt. Nicht ganz unkompliziert, eine solche Gedankenkonstruktion, und zugleich ein wenig ausschweifend, aber die metaphorische Basis, auf der A. Landwehr die ein oder andere Zeitreise unternimmt. Selbstverständlich nur imaginär, denn schließlich handelt es sich um einen »Essay zur Geschichtstheorie«.

Manche Zweige der Geschichtstheorie sind voll von metaphorischen Begrifflichkeiten. Und so scheut sich auch der Düsseldorfer Frühneuzeiter nicht, den einen oder anderen Begriff neu in die Diskussion einzuführen, der weniger durch Präzision als durch schillernde Weite glänzt. Negation, Relation, Chronofrenz und Zeitschaft wären als solche zu nennen. Dabei werden grundlegende Problemfelder geschichtstheoretischen Denkens diskutiert, die ebenso nach der Materialität und Medialität fragen als auch die Erkenntnismöglichkeiten in Bezug auf Ereignis, Wirklichkeit und Wahrheit ausloten.

Ein Buch das derart grundlegend nach den Bedingungen und Möglichkeiten des historischen Denkens sucht,